

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Donnerstag, 10. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

August schweigt, er fühlt sich zurechtgewiesen und geduldet, wieder einmal. Und man bespricht, welche Schritte zunächst zu tun: ein Promemoria an das Präsidium des Deutschen Bundes zu Frankfurt wäre aufzusetzen, Briefe an regierende Häupter und vor allem an den allmächtigen Fürsten-Staatskanzler in Wien müßten es unterstützen — der Herr Geheime Rat hat ja wohl schon vor Jahr und Tag in Karlsbad die Ehre gehabt, ihm aufzuwarten, und in ihm einen gnädigen Herrn gefunden.

Dann wieder gibt es andere Konferenzen, an denen der Kanzler nicht teilnimmt, nur August, Riemer und Edermann. Denn der Vater hat sich entschlossen, seinen Briefwechsel mit Schiller zu veröffentlichen, in einer sorgfältigen Bearbeitung natürlich, da ja doch hier und anderswo noch mancher und manche leben, die in den Briefen von beiden Seiten recht freimütig beurteilt worden sind. Das hat viele Verhandlungen mit Frau von Schiller gebracht, August hat auch zahlreiche Briefe mit seinem einstigen Spielkameraden Ernst wechseln müssen — und dadurch, daß Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, ihre zarten, aber raffinierten Finger in das Spiel gemischt, ist es bestimmt nicht einfacher geworden, denkt er manchmal mit einem Seufzer. Aber nun liegen des Vaters Briefe an den verewigten Freund, ebenso wie die Antworten, in der Repositur verwahrt, ein stattliches Paket: bleibt ihm einmal eine leitere Abendstunde frei, so holt August sich's in seine Stube und blättert darin. Vormittags hat es der Vater drunten, um daran zu arbeiten. Doch es geht langsam vorwärts, so viele Dinge strömen ja in der kleinen stillen Hinterstube zusammen, an das Erscheinen des ersten Bandes im Herbst dieses Jahres, wie man gehofft, ist längst nicht mehr zu denken. Der Appellationsgerichtsassessor Ernst von Schiller in Bonn wird schon ungeduldig, August muß ihn immer wieder vertrösten. Das macht alles viel Arbeit. Und dazu ist jetzt, nachdem die Fürstlichkeiten aus Wilhelmsthal bei Eisenach und von den andern Schlössern zum Winter in die Stadt zurückgekehrt sind, auch bei Hofe reichlich Dienst. Der Hofjunker hat sich in einen Kammerherrn verwandelt, wodurch zwar Gott sei Dank die Bezüge steigen, aber leider auch die Lasten. Dreimal in der Woche muß er den blauen Kammerherrnstrich anziehen und den Nachmittag und Abend im Schlosse sein, zur Verfügung des Großherzogs, der weiß Gott nicht immer leicht zu behandeln ist, zumal wenn die Jagemann... pardon, Frau von Hengendorff, seit langem die wirkliche Herrscherin über das fürstliche Herz, wieder eine ihrer gefährlichsten Mienen aufplatteln läßt. Gerade jetzt drängen sich bei Hofe die Fürstlichkeiten, denn Prinzessin Maria, die älteste Tochter des Erbgroßherzogpaares,

wird konfirmiert. August ist Kammerherr du jour, er hat alle Hände voll zu tun.

Er hat alle Hände voll zu tun — ja, und er fühlt sich müde und erschöpft wie noch nie zuvor, auch ein wenig anfällig mit dem Herzen, er hat Sehnsucht nach Ruhe, wie noch nie zuvor. Ruhe! Seit Jahren hat er niemals einen größeren Urlaub genommen — seit vier Jahren nicht, seit jener Berliner Reise nicht, die er im zweiten Ehejahr mit Ottilie gemacht. Und wieviel hat an ihm gezerzt und genagt und geböhrt und gefressen in diesen vier Jahren! Wieder einmal eine Reise machen — eine weite Reise! . . . Von fern winken und loden italienische Bilder, und manchmal, wenn er in seiner Stube vor der kleinen Skizze steht, die eine bildschöne Frastatanerin darstellt, zieht sich ihm das Herz in einem minutenlangen Krampf der Sehnsucht zusammen, daß er die schwere Kette klirren fühlt. Ach, er ist immer noch, was er gewesen, seit er die letzten Kinderschuhe vertreten: ein Galeerenstrafe, an die Ruderbank geschmiedet! Wann wird die Stunde der Freiheit schlagen? Wann wird, was er sich jetzt in verliebten Stunden im Gartenhaus stiehlt, wie der stark duftende Wind eines neuen Frühlings, eines neuen Lebensfrühlings ihn umfassen? Wann wird er einmal — einmal alles vergessen dürfen, was hier über ihm liegt wie ein vom Regen schwerer Mantel; unter dem er sich mühselig hinschleppt? Wann wird der Vater ihn einmal nicht mehr brauchen? — Ach, wohl erst, wenn die teuren Augen sich für immer geschlossen haben . . . Möge es spät sein!

Adele kommt eines Tages, unangemeldet wie stets, ins Zimmer gestürzt, sie ist aufgeregter, ihr Gesicht steht aus, als habe sie etwas ganz Wichtiges mitzuteilen. „Ottilie, Ottilie“, sagt sie atemlos, „sie sind wieder da!“

Ottilie wendet sich halb auf dem Stuhle herum — sie sitzt vor dem kleinen Sekretär und schreibt einen langen Brief an Heinrich Nicolovius in Berlin, ein etwas ungeordnetes Gemisch aus Erzählungen von den vielen Engländern, die ihr und unsern andern Damen jetzt das Leben versüßen, indem sie mit hochmütiger Miene an den verschiedenen Teetischen herumstehen (wenn sie nicht gerade, wie der unlängst angekommene Marquis von Duero, Sohn des Herzogs von Wellington, Better also des zu Vine Egloffsteins Schmerz kürzlich abgereisten Baronets John May, mit Leidenschaft auf die Schnepfenjagd gehen) — und Klagen über August, der in ihre Zimmer nur noch auf Besuch kommt und sich auch sonst recht als Bär zeigt.

„Wer ist wieder da, Delina?“ fragt sie.

„Die französischen Kunststreiter! Sie sind im Reithaus! Und ich habe Batist vorhinein selber auf der Straße —“

Mit einem Schlage wird Ottlie ganz bleich. Batist! — Aber sogleich schämt sie sich, denkt, wie es nur möglich, daß jemand, für den man doch nie etwas empfunden hat, einen solchen Einfluß auf uns haben kann! — Sie zwingt sich zu einem ruhigen Lächeln: „So, ist er wieder da? Nun, dann kann ich hoffentlich die Novelle fortsetzen, die ich damals zu schreiben angefangen habe, und die dann liegengeblieben ist.“

Adele weiß um die kleine unfertige Arbeit, Ottlie hat sie ihr vor Jahr und Tag zu lesen gegeben. Ihr Held ist ein Edelmann, den widrige Umstände in den Zirkus verschlagen haben, bis er schließlich von einem schwedischen Prinzen durch Verleihung einer Offiziersstelle in die ihm zukommende Gesellschaft zurückgeführt wird. Alle kennen diese Novelle, auch August, auch der Vater, und der Vater hat sich sogar lobend über sie geäußert. Dennoch wundert Adele sich, daß die Freundin so ruhig bleibt bei ihrer großen Nachricht; und sie ärgert sich auch ein wenig, weil die ganze lange Rede, die sie sich ausgedacht, mit allen Ermahnungen und Beschwörungen, diesmal vorsichtig zu sein und nicht Anlaß zu neuem Geflatsch zu geben, nun überflüssig wird.

Aber Ottliens Gelassenheit ist nur künstlich. Raum, daß Adele gegangen, fühlt sie, wie Unruhe und Erregung sich ihrer bemächtigen, ein Kribbeln im Blut, ein leichtes, abenteuerliches Kausch. Vernunft soll helfen: ja, sie hat im Grunde nichts für den schönen Batist empfunden, wie wenig, das weiß sie erst, seit sie es an der Stala der wahren und erlebten Leidenschaften messen, seit sie ihn mit Charles vergleichen kann: im Geiste sieht sie die beiden Jünglinge nebeneinander, und da atmet ihre Brust wieder hastiger. Es steht schon bei ihr fest, daß sie nachmittags zur Vorstellung gehen wird — ja, das wird sie tun, allen Leuten zum Trost, die damals über sie und Batist geredet haben. . . . Mögen sie reden! Sie ist vor August, vor dem Vater gedeckt und gerechtfertigt durch ihr bekanntes Interesse für Pferde und Reitsport, durch ihre eignen Reitstunden; denn was damals, als die französische Gesellschaft zum ersten Male hier war, noch unerreichbar schien, heute ist es Wirklichkeit: sie hat Reitstunden, hat damit bald nach der Rückkehr von Ems angefangen, ohne August etwas zu sagen, sie zahlt es selber vom Nadelgelde, das die Mutter ihr gibt. Da August erfahren hat, daß sie im Reithause aus und ein geht und alle Stallmeister ihr den Hof machen, ist er still gewesen. — Dies ist die Art, wie man ihn behandeln muß, denkt Ottlie oft.

Als sie, ihr Billett an der Kasse lösend, mit einem Male Batists Stimme hört, da fühlt sie alles Blut in ihr zurücktreten. Die Stimme, diese Stimme! Hinreißend, befördernd, besprechend wie einst, diese metallene und doch zärtliche Stimme! . . .

Die Loge ist ziemlich voll. Vor ihr sitzen ein paar Engländer, Kapitän Smith mit seinem Türken Schnurrbart entdeckt sie und bietet ihr artig seinen Platz an, aber sie lehnt ab, nein, thank you! Sie will nicht vorn sitzen, will im Hintergrunde bleiben, sie fürchtet die vielen Blicke, die sich wie Pfeile auf sie richten würden, wenn . . . Befangen schaut sie in den Zettel; da steht der Name, den sie sucht, aber gleich darunter steht einer, auf den ist sie nicht gefaßt gewesen: Mme. Batist. Er hat also geheiratet! — Gut, gut, denkt sie bei sich — und fühlt doch einen Stich, als hätte eine Nadel ihr Herz geritzt . . .

Madame Batist eröffnet das Programm mit einer brillanten Nummer aus der Hohen Schule: sie ist eine noch ganz junge Frau, höchstens neunzehn Jahre kann sie zählen, mit einem hübschen Bubengesicht und lieblichem Ausdruck, mit viel Grazie und Geschicklichkeit — und sie reitet bewunderungswürdig. Ottlie sieht ihr neiderfüllt zu, wie sie den blanken Rappen meistert — stümperhaft erscheinen ihr ihre eignen Versuche. Auch Bassin ist noch bei der Gesellschaft, er stellt einen römischen Gladiator vor, der zu Pferde mit einem andern kämpft — und das ist doch Batist! Ottliens Herz schlägt heftig — ist das Batist? Ist das noch Batist?! — Wie

kann ein Gesicht sich so vollkommen verändern, so hart und brutal werden — in der kurzen Zeit von zwei Jahren! . . . Oh, wenn der Zettel löge — wenn er es nicht wäre! . . . Aber er ist es, und während er dreimal rund um die Manege jagt, suchen seine Augen unter den Zuschauern — und Ottlie weiß, nach wem sie suchen. — Ach, es sind noch dieselben feurigen Augen, deren Blicke sich wie Sonnen einbrennen! . . . Nun hat er sie erkannt, pariert plötzlich das Pferd, läßt es dicht vor der Loge in die Knie sinken, reißt es sofort wieder hoch und stürmt in einem wilden Galopp davon. Mit blutrotem Gesicht hält sich Ottlie im halben Dunkel verborgen, sie fühlt alle Blicke auf sich gerichtet, sie möchte fliehen. Aber während bereits die neue Nummer eines Herrn Constant im Gange ist, steht Batist immer noch am andern Ende der Reithahn in der Tür und starret zu ihr hinüber mit seinen kohlschwarzen Augen, mit einem Blick, der ihr alle Glieder lähmt und sie auf ihrem Platze fesselt.

Festsetzt — und lockt . . . Fortan ist sie alle Tage bei den Vorstellungen, taucht alle Tage unter in dem Schauer von Spannung, die zwischen seinen Augen und ihren knisternd hin und her geht. Einmal sieht sie ihn unter einer Gruppe am Eingang, als sie aus dem Wagen steigt, und er entbietet ihr respektvoll seinen Gruß; aber den Gruß begleitet ein Blick, so lebhaft, so zärtlich, daß es wie ein Ausruf der Freude aussieht. Madame Batist ist an seiner Seite, über ihr liebliches Gesicht zuckt ein Ungewitter. Sie ist eifersüchtig, denkt Ottlie, einen leeren Triumph im Herzen.

Die Mutter, die Großmutter, die Kinder — alle äußern den Wunsch, die interessantesten Schauspiele anzusehen. Ottlie ist es nicht wohl dabei zumute, als der Wagen mit den Fünfen beim Reithause vorfährt, sie fürchtet eine Begegnung mit Batist, eine Taktlosigkeit von seiner Seite — zum Glück ist er nicht zu sehen. Aber Madame Batist ist da, aus irgendeinem Grunde hat sie heute die Kontrolle am Eingang, und da sie Ottlie entdeckt, flammt ihr ganzes niedliches Gesicht in Zorn, und sie findet zungenfertig einen Grund, ihr Schwierigkeiten beim Eintritt zu machen. Es gibt einen kleinen Wortwechsel — zum Glück sind die alten Damen mit den Kindern schon vorangegangen —, Ottlie wird heftig, sie fühlt sich im Recht, spürt, daß sie von Eifersucht schikaniert wird. Plötzlich steht Batist da, reißt seine Frau mit einer brutalen Bewegung beiseite und schreit: „Die Dame passiert!“ Unter dem Lächeln aller Zuschauer geht Ottlie ins Haus und an ihren Platz; aber sie sitzt unmerklich da und schwört bei sich, daß dies der letzte Besuch im Reithaus sein soll; sie darf sich unmöglich weiter vorwagen. Es wird schon genug über sie geklatscht . . .

Am nächsten Tage, da sie durch den Park streift, ist Batist plötzlich an ihrer Seite, zieht höflich den Hut, redet sie an — und gleich erliegt sie wieder, ganz wie einst, dem Zauber seiner Stimme und seiner Augen. Sie sollte umkehren, ihn rasch verabschieden — ja, das sollte sie, das wäre klug und vernünftig! Aber eine dämonische Gewalt hindert sie daran, zieht sie vorwärts, ihr ist, als sei ihr Wille völlig ohnmächtig, als bestimme der, der elegant und gefällig plaudernd neben ihr geht, den Weg. Und dieser Weg — es ist derselbe, den sie damals zusammen gegangen sind, er führt durch die nun herbstlichen Wiesen zum Gartenhaus an der Hügellehne. Sie stehen vor der Tür, Batist legt die schwärzlich behaarte Hand auf den Drücker — da sieht Ottlie mit herzlähmendem Schreck, daß aus dem Schornstein Rauch emporwirbelt, sieht hinter geschlossenen Fensterläden Lichtschein.

„Unmöglich“, sagt sie, und ihre Stimme ist ganz dünn und farblos vor Erregung, „kommen Sie rasch, wir müssen gehen!“ Und sie läuft so schnell davon, daß Batist große Schritte machen muß, um ihr zu folgen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Eisfischerei auf den masurischen Seen.

Der Norwind, der Tag für Tag über die masurischen Hügelketten setzte der nahen Grenze zu, der in wildem Grimm Stämme trieb im Forst und Schneegewölz vor sich hertrieb, hat sich gelegt. Weiße Wälle hat er getürmt am jenseitigen Seeufer. Wälle, die in der Winter Sonne weithin leuchten. In ihrem Schein wachsen die Fischerhütten am Seeufer empor, erglänzt das Köhricht, das farblos und düster das Auge ödete Woche um Woche.

Den Fischern ist dies Wetter recht zur Eisfischerei. Vieleicht ist es die letzte Gelegenheit in diesem an ergiebigen Fängen armen Winter.

Die Sonne ist fort. Schneegetrübel setzt ein und beeinträchtigt die Sicht. Dunkle Punkte auf weiter, weißer Fläche tauchen auf, verschwinden in dem Geriesel von Floden, treten wieder hervor und werden zusehends größer. Fischer sind es — emsig schaffende Menschen, die letzte Vorbereitungen treffen zum Fischzug, hoffende Menschen, froh in der Erwartung eines guten Fanges. Man kann ihn brauchen in dieser langen Zeit.

Wir grüßen die Fischer, durchweg Männer, die auf manchem Zug in Ehren bestanden, Sommers, wenn tausend Stimmen loden im Dickicht der Rohrwälder, und Winters, wenn der Frost hiß und nagte noch schärfer, viel schärfer als heute. Wir grüßen die Badern mit festem Händedruck, und unser Petri-Heil kommt von Herzen, wissen wir doch um die Not der heimischen Fischerei.

Unter kräftigen Stößen mit den spitzen Eispicken splittert das Eis. Wasser spritzt. Äste deuten den Weg an, den das Netz unter dem Eise machen soll — einen weiten Weg. Da galt es für den absteigenden Fischer Richtung zu halten; aber das bedeutet für den Alten, der hier jeden hervortretenden Geländepunkt kennt, keine schwierige Aufgabe. Wieviel hundertmal hat er seinen Dienst versehen in Jahrzehnten harter Fischerarbeit!

Das Flodengeriesel läßt nach. Über dem Hochwald steht leuchtendes Gewölz, das der Sonne nicht wehrt. Der Blick geht wieder ungehemmt, und jeder Gegenstand erscheint deutlich. Unter den Füßen knirscht, ächzt der Schnee.

Geradeaus gähnt ein Loch aus dem Eis. Das ist die Einlaß-Bühne, die zur ersten Aufnahme des Netzes dient. Ihr folgen beiderseits Löcher — für jeden Flügel. Erst führen sie geradeaus, dann rechtwinklig und schließlich bogenartig zur zweiten Bühne, aus der das Netz später geborgen werden soll. Hart gefroren ist es, als es dem Wasser anvertraut wird, knochenhart. Die Fischer wissen, wie verhängnisvoll ihm in diesem Zustande ungeschicktes Hantieren werden kann und so setzen sie alles daran, es mit größter Vorsicht zu behandeln. Ein mühsames Beginnen! Nege: man muß ihren Wert kennen, um beurteilen zu können, was sie für den Fischer bedeuten. Darum ist Frevel am Garn ein verruchter Substanz, der nicht hart genug geahndet werden kann.

Das Werk ist getan: aus der starren Masse des gefrorenen Garns ist im Wasser ein gebrauchsfertiges Netz geworden. Und jetzt geht's ans Aufstellen, eine kaum minder schwierige Arbeit. An einer langen Stange ist die Zugleine befestigt. Mit Hilfe einer Gabel gelangt sie von Loch zu Loch. Mühsam ist diese Art der Beförderung der Leine unter dem Eise. Hier gibt es einen kleinen Aufenthalt, dort muß einer längelang auf dem Eise nachhelfen. Aber es glückt, bis an einer Stelle eine neue Stodung eintritt. Da gilt es rasch ein neues Loch zu schlagen. Wieder arbeitet sich spitzes Eisen in splittendes Eis. Wieder quillt Wasser. Und wieder geht's weiter.

Jetzt, da die Löhreihe rechtwinklig abbiegt, tritt ein neues Hilfsmittel in Tätigkeit: eine Winde, einfach und zweckmäßig ist das Gerät. Eine Tonne, darin eine starke Achse, ein auf dem Eise verankerter Schlitten als Gestell — das ist alles. Hurtig greifen die Fischer zu; langsam und gleichmäßig drehen sie mittels einer dicken Stange diese Winde. Drehen und drehen — Schritt für Schritt, solange, bis beide Flügel des großen Netzes gespannt sind. So wird es gefördert — weiter und weiter, bis die Flügel in der Empfangsbühne auftauchen.

Es ist geschafft! Geschickte Hände landen das Netz. Erwartungsvoll geht der Blick nach dem Sad: Was wird er bergen? Wird die Arbeit, die saure Arbeit bei klingendem Frost die Mühe lohnen? Silberne Leiber im Lichte der Sonne: Fische schnellen empor, unter ihnen auch größere. Die Spannung wächst. Die Zuschauer reden die Hälfte.

Jetzt ist es so weit. Die Flügel sind eingeholt, der Sad ist da, der Fang in Sicherheit gebracht. Die Beute tritt zutage — reiche Beute: Fische, Fische in Menge, Hechte, Breßen, Barsche, Weißfische. Freude glänzt auf allen Gesichtern. Das ist ein lohnender Zug, ein Fang, wie er diesen Männern schon lange nicht mehr beschert war.

Einige Zurufe leiten den letzten Teil der Arbeit ein. Behutjam wird das Netz auf dem bereitstehenden Schlitten verstaum. Andere sind schon dabei, die kostbare lebende Ware aus dem Sad in Fässer zu schaffen. Zappelnde Fische überall. Und es bleibt bei diesem Segen genug, um die Wünsche derer zu befriedigen, die in großer Zahl aus dem nächsten Dörfchen herbeigeeilt sind, um sich ihren Anteil an der Beute zu sichern.

Alle sind zufrieden, auch die Schlachtenbummler, die wenigen Stadtmenschen, die sich als Gäste der Fischer hier eingefunden haben. Den meisten von ihnen war der Anblick der Eisfischerei zum erstenmal beschieden. Sie wissen jetzt, was Fischreichtum bedeutet, nicht nur für den Berufsfischer, nicht nur für den einzelnen Haushalt, sondern für die Volksgesamtheit. Sie wissen jetzt, daß diese Seen, dieser Schmutz der ostdeutschen Landschaft, nicht nur bestimmt sind, Auge und Herz zu erfreuen, daß ihnen auch eine bedeutsame volkswirtschaftliche Aufgabe zufällt. Das kam wohl allen voll zum Bewußtsein, als die Schlitten, die eben heranzogen, beladen werden mit dieser wertvollen Frucht. Welchen Weg wird sie gehen? Wieviel Menschen werden diese Fische wohl Speise geben? Das sind Fragen, die sich ausdrängen. Glückliches Land, das solchen Reichtum aufzuweisen hat.

Das Schneegestöber lebt wieder auf. Die Umrisse schwinden, der Hochwald versinkt in weißen Wollen. Nur noch die warnenden Zweige zeigen die Bühnen an und die Löcher, an denen vor kurzem noch fleißige Menschen schafften und sehnüchtige Wünsche hegten — Wünsche, die in Erfüllung gingen.

Edmund Scharein.

Der Hut.

Von Gösta Törneqvist.

Der Steuersekretär Gurlental hat eine ungewöhnlich vernünftige Frau. Sie erlaubt ihm sogar, mit seinen Freunden abends ein paar Schoppen in seinem Stammlokal „Zum Kapuziner“ zu trinken. Aber Frühlichoppen oder sonstige Leichtfertigkeiten während des übrigen Tages duldet sie nicht. Und Gurlental respektiert diese sehr vernünftige Lebensregel.

Eines Vormittags war der Steuersekretär im Ministerium gewesen und wollte, ehe er nach Hause fuhr, verschiedene Einkäufe für sein Sommerhäuschen machen, wozu ihn das milde Frühlingswetter verleitete. Er hatte alles zu seiner Zufriedenheit erledigt und stand gerade an der Haltestelle, als der böse Verführer in Gestalt seines Freundes Uhlenborff an ihn herantrat. „Gehst du mit in den „Kapuziner“, einen Schoppen trinken?“ sagte der Verführer.

„Eigentlich nicht“ fing der Steuersekretär an. Uhlenborff redete wie ein Buch. Herr Gurlental erlag der Verführung. Dann tranken sie einen Schoppen, und dann tranken sie zwei

Und als sich der Steuersekretär den Mantel angezogen hatte und sich den Hut aufsetzen wollte, entdeckte er, daß dieser verschwunden war. Einen neuen konnte er sich nicht kaufen, denn er hatte das ganze Geld, das er augenblicklich bei sich hatte, für Haus- und Gartengeräte ausgegeben, und sein Freund Uhlenborff lebte nur von der Hand in den Mund. Das Wetter war sehr ruhig, und so konnte er nicht sagen, daß ihm der Hut vom Kopf geflogen wäre. Und einfach zu sagen, daß man den Hut verloren hat, klingt wenig glaubwürdig. Den Vormittagsbesuch im „Kapuziner“ wagte er erst recht nicht zu erwähnen.

Mit Angst im Herzen wanderte Herr Gurlental ohne Kopfbedeckung nach Hause. Was sollte er für seine „schwache Behauptung“ als Grund angeben?

Lauflos schlich er sich ins Entree hinein, und es gelang ihm tatsächlich, sich einen seiner anderen Hüte auf den Kopf zu stülpen, ehe sich seine Frau in der Tür zeigte. Sie sah unruhig und traurig aus wie der Steuersekretär vorher.

„Gott, Emil, denke mal, was mir passiert ist, — es ist furchtbar!“ rief sie aus. „Du wirst sehr böse werden!“

„Liebes Kind! Du weißt doch, daß ich nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen bin“, sagte Herr Gurlental edel. „Was ist denn passiert?“

„Denke mal, ich war einen Augenblick bei Baurat Müllers. Und ihr Max, dieser Lämmel, hat sich gerade auf meinen Hut gesetzt, so daß er ganz platt geworden ist.“

„Wer, der Junge?“

„Ach, — mein Hut natürlich! Was sollte ich tun? Ich konnte doch nicht ohne Hut nach Hause gehen, nicht wahr? Ich bin also in ein Hutgeschäft gegangen und habe mir diesen entzückenden, kleinen, blauen Hut gekauft, den ich schon vorige Woche gesehen hatte.“

Es war ein sehr teurer Hut, aber Herr Gurlental sagte freundlich: „Liebes Kind, das war doch nur gut. Jetzt zum Frühjahr hättest du ja sowieso einen neuen Hut haben müssen.“

Dann wurde das tägliche Thema „Hüte“ weiter nicht berührt, aber abends erzählte der Steuersekretär seinem Freund Uhlen-

hoff das merkwürdige Zusammentreffen, daß er und seine Frau an ein und demselben Vormittag Malheur mit ihren Gütern hatten. Uhlenborff dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Ich glaube, deine Frau hat dich durchs Erkerfenster gesehen, als du ohne Hut nach Hause kamst, und dann hat sie alles durchschaut und die Gelegenheit wahrgenommen, dich wegen deines Vormittagschoppens mit einem Hut für sich für 75 Mark zu bestrafen.“

„Richt siehst du bei keinem Vormittagschoppen mehr. Es war ja ganz schön, aber zwei Hüte war der Spaß doch nicht wert“, sagte der Steuersekretär und leerte sein Glas.

Aus dem Schwedischen von Alge Avenstrup und Elisabeth Treidel.

Schneeglöckchen läuten den Frühling ein.

(Kindermärchen).

Von Eva Leidmann.

Einmal, an einem klaren, schönen Wintertag, begann es ganz fest zu schneien. Millionen Schneeflocken tanzten wie kleine Sterne durch die Luft. Nachdem sie müde geworden waren von ihrem wirbelnden Spiel, legten sie sich fröhlich auf Nasen und Wege. Weil es so viele waren, konnte man sie nicht mehr einzeln unterscheiden. Die Flocken sahen wie eine große weiße Decke aus. „Mutti, Bati, Schnee! — Es hat geschneit!“, jubelten die Kinder und bekamen glückliche Augen. Sie holten ihre Schlitten, balgten sich im weissen Schnee, bewarfen sich mit Schneebällen und bekamen rote Backen.

Von den Millionen Sternchen-Schneeflocken, die vom Himmel zur Erde gekommen waren, fiel eine in ein Erdloch im Wald. Diese Flocke senkte sich ganz tief in die Erde, und sie schmolz nicht dahin, wie ihre anderen Schwestern, die sich längst in Matsch aufgelöst hatten. Die kleine Schneeflocke schlug Wurzel in der Erde. Ein zartgrüner Stengel wuchs aus ihr und der wurde immer größer und größer, bis er auch noch ein schneeweißes Köpfchen bekam. Und als eines morgens die Vorfrühlingssonne schien, reckte sich das schneeweiße Köpfchen und guckte neugierig aus der Erde.

Noch war die Blüte zu zart, um sich ganz zu öffnen. Aber nach ein paar Tagen schloß sie ihr süßes Gesicht auf und sah sich in der Welt um. Immer mehr nahm das Blümchen die Form einer Glode an. Das Schneeglöckchen war geboren.

Es wippte im Winde, lautete dem Rauschen der Bäume, sah den Hasen und den flinken Rehen zu, wie sie miteinander spielten, — und begann vor Freude über ihr Dasein mit dem Köpfchen zu nicken. Dabei gab es einen leisen, klingenden Ton von sich. Alle Bäume und Gräser und alle Waldtiere lauschten und raunten einander zu: „Das Schneeglöckchen läutet den Frühling ein! Bald kommt der Lenz und mit ihm die warme Sonne!“

Auch die jungen Weiden hörten den süßen Ton des kleinen Schneeglöckchens und vor Freude schlüpften die Weidentäpfchen aus.

Nur die Menschen sind zu laut. Sie hören das Läuten des Schneeglöckchens nicht; aber sie freuen sich an seiner zarten Schönheit. — Indes läutet das Schneeglöckchen manchmal nachts, wenn alles schläft, für die Kinder. Da kein Ton aber ganz leise ist, meinen die Kinder, sie hätten geträumt.

Sphärenklänge.

Lustige Musiker-Anekdoten.

Puccini und der Reporter.

Man weiß, wie unendlich schwer es war, von Puccini ein Interview zu erlangen. Er hatte sich da eine Technik des Ausweichens zurechtgelegt, die er mit vollendetster Meisterschaft beherrschte.

Doch für einen Journalisten wie Aldo Chierici durfte auch das kein Hindernis sein. Was tun? Eine Idee war ihm eingefallen. Er fuhr mit einem Freunde Puccinis nach Torre del Lago und ließ sich bei dem Komponisten als Tenor einer Stagione vorstellen, die eben im Begriffe war, des Meisters neuestes Werk, die „Tosca“, herauszubringen. Puccini möge prüfen, ob der Mann für die Rolle des Cavaradossi auch geeignet sei. Dieser schmeichelfhaften Anforderung konnte der Maestro selbstredend nicht widerstehen.

„Sie scheinen wohl auch erst seit kurzem zu singen“, begann der Komponist, „denn Ihr Name ist mir unbekannt.“

„Sehr richtig“, bestätigte der andere, „ich glaube indessen, meine Sache nicht schlecht zu machen.“

„Also, wollen Sie mich etwas hören lassen? Sagen wir z. B., die Abschiedsworte Cavaradossis aus dem dritten Akt.“

Puccini setzte sich an den Flügel und der Journalist begann. Brüllte ein „Und es leuchteten die Sterne“ heraus, daß es Puccini sofort nach den ersten Tönen schwindlig wurde. Der Maestro unterbrach also das Spiel und sagte besänftigend zu dem angeblichen Tenor:

„Meine Gegenwart scheint Sie zu irritieren, nicht wahr? Also nur Ruhe, lieber Freund, nur Ruhe. Beginnen wir nochmals.“

Doch der Effekt dieses Zuredens stellte sich absolut nicht ein, und Puccini mußte sofort wieder mit seiner Begleitung aussetzen.

„Ach, diese jungen Sänger!“ sagte er kopfschüttelnd. „Wenn sie dem Komponisten gegenüberstehen, verlieren sie ganz die Besinnung.“ Und mit noch sanfterer Stimme beruhigte er den Pseudosänger:

„Regen Sie sich doch nicht auf, mein Bester. Singen Sie vorerst mezza voce, dann werden Sie schon hineinkommen.“

Man begann also zum drittenmal und Chierici kam glücklich bis zu der Stelle „Nun sterb' ich in Verzweiflung“.

Deshalb aber konnte Puccini sich nicht mehr beherrschen. Blutrot im Gesicht sprang er auf, schlug den Deckel des Flügels zu und wandte sich händeringend an den Vortragenden:

„Mensch, und mit dieser Stimme wollen Sie den Cavaradossi singen?“

„Berzeihung, Maestro“, darauf der andere, „ich bin ja nicht Tenor, sondern Journalist. Ich habe mir geschworen, von Ihnen ein Interview zu bekommen und wußte mir nicht anders zu helfen.“

„Gott sei Dank!“ stammelte Puccini erleichtert und ließ sich in einen Lehstuhl fallen: „Denn wissen Sie was? Noch einige Augenblicke, und nicht Sie sondern ich wäre vor Verzweiflung gestorben!“

Verdi und der Posannenspieler.

Wie allgemein bekannt, war Verdi von einer katonischen Strenge zu seinen Mitarbeitern. Ob nun Librettisten, Sänger oder Musiker, sie alle hatten sich bedingungslos seinen Weisungen zu fügen. Und worauf er ganz besonders hielt, das war minutiöse Pünktlichkeit.

Bei den Proben zum „Maskenball“ geschah es nun, daß ein Posannenspieler, ein gemütlicher Romagnole, einige Minuten nach neun, dem Beginn der Probe, kam.

Mit zornig funkelnden Augen, die Taschenuhr in der Hand, lief ihm der Meister entgegen und sagte unwillig:

„Da schauen Sie, es ist zehn Minuten nach neun!“

„Auf dem Kirchturm hat's schon viertel nach neun geschlagen“, antwortete seelenruhig der Posannenspieler und begab sich gemächlichen Schrittes auf seinen Platz.

Der Gratistenor.

Während einer Probe zu den „Hugenotten“ an der kaiserlichen Hofoper in Wien. Am Dirigentenpult der berühmte Kapellmeister Hellmesberger, auf der Bühne aber, in der Rolle des Raoul, ein versuchsweise zugelassener Provinzgast. Gemäß dem damaligen Modus „auf Engagement“, das heißt ohne Bezahlung.

Schon nach dem ersten Akt war die Enttäuschung allgemein. „Nun, was sagen Sie?“ wandte sich einer der Solisten an den Dirigenten. „Finden Sie seinen Raoul nicht geradezu jämmerlich?“

„Ach, lieber Freund“, darauf Hellmesberger, „einem geschenkten Raoul schaut man nicht ins Maul!“

Chopins Revanche.

Chopin war einst bei einem sehr wohlhabenden Schuhmacher zu Gast. Wie üblich, wurde er nach dem Dessert vom Wirt höflichst ersucht, zu spielen. Er hatte das bis über die Ohren satt, entschuldigte sich und wollte dem Wunsch lange nicht nachkommen. Doch der Gastgeber ließ nicht locker und meinte: „Ach, setzen Sie sich doch einmal und spielen Sie eine Kleinigkeit, nur um zu zeigen, wie es gemacht wird!“

Chopin setzte sich und spielte. Kurze Zeit darauf bat er den Schuster zu Tische, um sich revanchieren zu können. Als das Diner vorüber war, reichte er dem verblüfften Gast einen defekten Stiefel mit der Bitte, er möchte eine Naht zusammennähen, nur um zu zeigen, wie das gemacht wurde. Fast jedem Künstler ist dieses Geschick beschieden, Einladungen weniger ihrer Person wegen zu erhalten, als um einige Gratistproben ihrer Kunst abzugeben.

Als der Herzog von Chester einmal den berühmten Flötenkünstler Joster zum Diner gebeten hatte, mit dem Er suchen, doch ja seine Flöte nicht zu vergessen, schickte Stefan Joster, der nebenbei auch wüßig veranlagt war, seine Flöte und blieb zu Hause.